

Insel Verlag

Leseprobe

Vergheese, Abraham
Rückkehr nach Missing

Roman
Aus dem Englischen von Silvia Morawetz

© Insel Verlag
978-3-458-17450-9

Abraham Verghese
Rückkehr nach Missing

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Silvia Morawetz

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
Cutting for Stone bei Alfred A. Knopf,
a division of Random House, Inc., New York.

© Abraham Verghese, 2009

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Frankfurt am Main 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jouve Germany, Kriftel
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17450-9

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Rückkehr nach Missing

Für George und Mariam Verghese
Scribere iussit amor

Und weil ich dies Leben so liebe,
so weiß ich, daß ich den Tod gleich lieben werde.
Das Kind schreit auf, nimmt
die Mutter es von der rechten Brust,
und findet augenblicks Trost
an der linken.

Rabindranath Tagore, aus dem *Gitanjali*

Prolog

Die Ankunft

Nach acht im Dunkel des Schoßes unserer Mutter verbrachten Monaten kamen mein Bruder Shiva und ich am späten Nachmittag des dreißigsten September im Jahr der Gnade, 1954, auf die Welt. Wir taten unsere ersten Atemzüge auf einer Höhe von dreitausend Metern in der dünnen Luft von Addis Abeba, der Hauptstadt von Äthiopien.

Das Wunder unserer Geburt ereignete sich im Operationsaal 3 des Missing Hospital, in demselben Raum, in dem unsere Mutter, Schwester Mary Joseph Praise, den Großteil ihrer Stunden verbrachte, bei einer Arbeit, in der sie Erfüllung fand.

Als bei unserer Mutter, einer Nonne des Bischöflichen Karmeliterordens von Madras, an jenem Septembermorgen überraschend die Wehen einsetzten, hatte der schwere Regen aufgehört. Das Prasseln auf die verrosteten Blechdächer des Krankenhauses brach so abrupt ab, wie ein Plappermaul mitten im Satz verstummt. Über Nacht erblühten in der plötzlichen Stille die Meskel-Blumen und vergoldeten die Hügel von Addis Abeba. Auf den Wiesen triumphierte das Riedgras über den Morast, und jetzt erstreckte sich ein leuchtender Teppich bis zum gepflasterten Eingang des Missing und versprach etwas, das wichtiger war als Cricket, Krocket oder Federball.

Das Missing Hospital stand auf einer grünen Anhöhe, eine unübersichtliche Ansammlung von weiß getünchten ein- und zweigeschossigen Gebäuden, die aussahen, als seien sie bei denselben geologischen Verwerfungen an die Erdoberfläche geschoben worden, die auch das Plateau des Entoto hervorgebracht hatten. Muldenartige Blumenbeete, die von dem aus den Dachrinnen überlaufenden Wasser lebten, umzogen die

gedruckten Gebäude wie ein Burggraben. Die Rosen der Oberin Hirst okkupierten die Mauern, ihre dunkelroten Blüten rahmten alle Fenster und kletterten bis ans Dach. So fruchtbar war der lehmige Boden, daß die Oberin – die kluge und besonnene Leiterin des Krankenhauses – uns mahnte, nicht barfuß darauf zu laufen, falls wir nicht wollten, daß uns neue Zehen sprossen.

Fünf Wege verliefen, von schulterhohen Büschen flankiert, vom Hauptgebäude des Krankenhauses wie die Speichen eines Rads zu fünf strohgedeckten Bungalows, die über und über von Dickicht, Hecken, wildem Eukalyptus und roten Zierbananen umstanden waren. Nach dem Willen der Oberin sollte das Krankenhaus aussehen wie ein Arboretum oder wie ein Teil von Kensington Gardens (wo sie, bevor sie nach Afrika kam, als junge Nonne spazierengegangen war) oder wie der Garten Eden vor dem Sündenfall.

Das Missing hieß eigentlich *Mission Hospital*, ein Wort, das die äthiopische Zunge mit einem Zischen aussprach, wodurch es wie *Missing* klang. Ein Angestellter im Gesundheitsministerium, frisch von der Highschool, hatte auf dem Formular zur amtlichen Zulassung »The Missing Hospital« getippt, in, was ihn betraf, phonetisch korrekter Schreibung. Ein Reporter des *Ethiopian Herald* hatte diesen Rechtschreibfehler dann in die Welt getragen. Als sich die Oberin Hirst an den Angestellten im Ministerium wandte, um den Fehler korrigieren zu lassen, zog der sein maschinengeschriebenes Originaldokument hervor. »Sehen Sie selbst, Madam. *Quod erat demonstrandum*. Es heißt Missing«, sagte er, so als habe er bewiesen, daß der Satz des Pythagoras stimmt, daß die Sonne den Mittelpunkt des Sonnensystems bildet, daß die Erde rund ist und daß das Missing genau dort ist, wo man es sich denkt. Also blieb es bei Missing.

Kein Schrei und kein Stöhnen drang aus Schwester Mary Joseph Praises Mund, als die Krämpfe der Wehen einsetzten. Gleich hinter der Schwingtür, in dem an den Operationssaal

3 angrenzenden Raum aber, rief der große Dampfkochtopf (gespendet von der Lutherischen Kirche in Zürich) fauchend nach meiner Mutter; sein heißer Dampf sterilisierte die chirurgischen Instrumente und die Tücher, mit denen man sich später an ihr zu schaffen machen würde. In einem Winkel dieses Sterilisationsraums, gleich neben dem Ungeheuer aus rostfreiem Stahl, hatte meine Mutter in den sieben Jahren, die sie vor unserer unschönen Ankunft im Missing gearbeitet hatte, ein Eckchen für sich selbst eingerichtet. Dort stand ihr Schreibpult an der Wand, bestehend aus Tisch und Klappstuhl, die fest miteinander verbunden waren, geborgen aus einer nicht mehr bestehenden Missionsschule und mit seinen Furchen und Kerben vom Frust diverser Schüler gezeichnet. Ihre weiße Strickjacke, die sie sich, wie man mir erzählt hat, in den Pausen zwischen Operationen oft über die Schulter warf, hing über der Stuhllehne.

An die Gipswand über ihrem Tisch hatte meine Mutter ein Kalenderfoto von Berninis berühmter Skulptur der Theresa von Ávila geheftet. Die heilige Theresa lagert erschlafft, so als sei sie ohnmächtig, die Lippen vor Verzückung geöffnet, die Augen blicklos, die Lider halb geschlossen. Von beiden Seiten blickt aus Nischen in der Kirchenwand ein voyeuristischer Chor auf sie hinab. Mit feinem Lächeln und einem Körper, der muskulöser ist, als es seinem jugendlichen Gesicht angemessen erscheint, steht ein männlicher Engel über der heiligen, sinnlichen Schwester. Mit den Fingerspitzen seiner Linken hebt er den Saum des Tuches, das ihren Busen bedeckt. In seiner Rechten hält er einen Pfeil, so zärtlich, wie ein Violinist seinen Bogen hält.

Warum dieses Bild? Warum die heilige Theresa, Mutter?

Als kleiner Junge von vier Jahren habe ich mich in diesen fensterlosen Raum gestohlen und das Bild betrachtet. Mit Mut allein ließ sich die schwere Tür nicht überwinden, doch das Gefühl, daß sie dort war, mein unbedingter Wille, die Nonne kennenzulernen, die meine Mutter war, verlieh mir Kraft.

Ich saß neben dem Dampfkochtopf, der rumpelte und wie ein Drache fauchte, so als habe mein hämmerndes Herz das Unge-tüm zum Leben erweckt. Am Schreibtisch meiner Mutter senkte sich nach und nach Frieden über mich, das Gefühl, mit ihr eins zu sein.

Später erfuhr ich, daß es niemand gewagt hatte, ihre über der Stuhllehne hängende Strickjacke zu entfernen. Sie war ein heiliger Gegenstand. Für einen Vierjährigen aber ist alles heilig und gewöhnlich. Ich hingte mir das nach Cuticura duftende Kleidungsstück über die Schultern. Fuhr mit der Fingerspitze über den Rand des eingetrockneten Tintenfassers, verfolgte den Weg, den ihre Finger genommen hatten. Wenn ich zu dem Kalenderdruck hinauf sah, wie sie es in dem fensterlosen Raum wohl auch oft getan hatte, zog mich das Bild in seinen Bann. (Jahre später erfuhr ich, daß Therasas wiederkehrende Vision vom Erscheinen eines Engels »Herzdurchbohrung« genannt wird, laut Lexikon die »Entzündung« der Seele durch die Liebe zu Gott, wobei das Herz von heiliger Liebe »durchbohrt« wird; die Metaphern ihres Glaubens waren auch die Metaphern der Medizin.) Mit vier brauchte ich ein Wort wie »Herzdurchbohrung« nicht, um das Bild zu verehren. Ohne Fotos von ihr, an die ich mich halten konnte, sah ich in der Frau auf dem Bild zwangsläufig meine Mutter, die von dem speerschwingenden jugendlichen Engel bedroht und im nächsten Augenblick wohl geraubt wurde. »Wann kommst du, Mama?« fragte ich, und mein dünnes Stimmchen hallte von den kalten Kacheln wider. *Wann kommst du?*

Ich flüsterte meine Antwort: »Bei Gott!« Ich mußte mich damit begnügen, mit den Worten von Dr. Ghosh, der mich, als ich mich das erste Mal in den Raum verirrt hatte, gesucht, über meine Schulter hinweg das Bild der heiligen Theresa angestarrt, mich auf seinen starken Armen hochgehoben und mit dieser Stimme, die es ganz und gar mit dem Dampfkochtopf aufnehmen konnte, gesagt hatte: »Sie *kommt*, bei Gott!«

Sechsvierzig und vier Jahre sind seit meiner Geburt vergangen, und wie durch ein Wunder habe ich Gelegenheit, in dieses Zimmer zurückzukehren. Inzwischen bin ich zu groß für den Stuhl, und die Strickjacke liegt auf meiner Schulter wie der Spitzenkragen eines Priesters. Aber Stuhl, Strickjacke und Kalenderbild der Verzückung sind noch da. Ich, Marion Stone, habe mich verändert, sonst aber ist alles gleich geblieben. Ich befinde mich in diesem unveränderten Raum und blättere gleichsam in der Zeit und in der Erinnerung. Der nicht verblässende Druck der Bernini-Statue der heiligen Theresa (inzwischen gerahmt und unter Glas, damit bewahrt bleibt, was meine Mutter mit einer Reißzwecke angeheftet hat) verlangt das von mir. Ich bin gezwungen, die Ereignisse meines Lebens zu ordnen, zu sagen, hier hat es angefangen, und dann ist aus diesem Grund jenes geschehen, und so sind das Ende und der Anfang miteinander verbunden, und darum bin ich hier.

Wir kommen ungefragt in dieses Leben, und wenn wir Glück haben, finden wir eine Bestimmung jenseits von Hunger, Elend und frühem Tod, die, das wollen wir nicht vergessen, den meisten beschieden sind. Ich bin aufgewachsen und habe meine Bestimmung gefunden, und die bestand darin, Arzt zu werden. Es ging mir nicht darum, die Welt zu retten, sondern selbst gesund zu werden. Nur wenige Ärzte werden es eingestehen, und gewiß nicht die jungen, doch unterbewußt, beim Eintritt in diesen Berufsstand, müssen wir glauben, daß der Dienst an anderen unsere eigenen Verletzungen heilt. Und das kann er auch. Aber er kann sie auch vertiefen.

Ich wählte als Spezialfach die Chirurgie, der Oberin wegen, die während meiner Kindheit und meiner Teenagerzeit ständig um mich war. »Was ist das Schwerste, das du irgend tun kannst?« sagte sie, als ich am dunkelsten Tag der ersten Hälfte meines Lebens ratsuchend zu ihr ging.

Ich wand mich. Wie leicht die Oberin die Kluft zwischen

Ehrgeiz und Eigennutz erspürte! »Warum muß ich das Schwerste tun?«

»Weil du, Marion, ein Werkzeug Gottes bist. Laß das Instrument nicht in seinem Kasten ruhen. Spiel! Laß keinen Teil deines Instruments unerforscht. Gib dich nicht mit ›Three Blind Mice‹ zufrieden, wenn du das Gloria spielen kannst.«

Wie unfair von der Oberin, ausgerechnet an diesen erhabenen Choral zu erinnern, bei dem ich immer das Gefühl hatte, ich stünde mit allen Sterblichen da und schaute in stummer Verwunderung zum Himmel hinauf. Ihr war klar, wie ungeformt mein Charakter noch war.

»Aber, Schwester Oberin, ich kann nicht mal davon träumen, Bach zu spielen, das *Gloria* . . .«, sagte ich leise. Ich hatte noch nie ein Saiten- oder ein Blasinstrument gespielt. Ich konnte nicht mal Noten lesen.

»Nein, Marion«, sagte sie mit sanftem Blick und streckte die Arme nach mir aus; rauh lagen ihre verkrümmten Hände auf meinem Gesicht. »Nein, nicht Bachs *Gloria*. Deines! Du hast ein eigenes Gloria in dir. Die größte Sünde ist, nicht danach zu suchen, zu mißachten, was Gott in dir angelegt hat.«

Ich war von meinem Temperament her besser geeignet für eine kognitive Disziplin, für ein introspektives Arbeitsfeld – für die innere Medizin oder vielleicht die Psychiatrie. Beim Anblick des Operationssaals brach mir der Schweiß aus. Bei der Vorstellung, ein Skalpell in der Hand zu halten, drehte sich mir der Magen um. (Das geht mir heute noch so.) Die Chirurgie war das Schwerste, was ich mir vorstellen konnte.

Und so wurde ich Chirurg.

Dreißig Jahre später gelte ich nicht als flink, wagemutig oder als technisches Genie. Solide, arbeitsam, das kommt hin; wenn gesagt wird, ich wähle den Operationsstil und die Methode, die auf den Patienten und auf die jeweilige Situation abgestimmt sind, dann halte ich das für ein großes Lob. Es ermutigt mich, wenn Arztkollegen zu mir kommen, wenn sie sich selber unters Messer legen müssen, weil sie wissen, daß Marion Stone nach

dem Eingriff genauso für sie da ist wie vorher und währenddessen. Sie wissen, daß Chirurgen sprüche à la »Bei Zweifel lieber rausschneiden«, oder »Warum warten, wenn du operieren kannst« für mich nichts anderes sind als ein zuverlässiger Indikator für die oberflächlichsten Geister auf unserem Gebiet. Mein Vater, vor dessen Können als Chirurg ich den tiefsten Respekt habe, sagt: »Die Operation mit dem besten Ergebnis ist diejenige, von der du nach reiflicher Überlegung Abstand nimmst.« Zu wissen, wann ich lieber aufs Operieren verzichte, zu wissen, wann ich überfordert bin, zu wissen, wann ich mir von einem Chirurgen vom Kaliber meines Vaters helfen lassen muß – von diesem Talent, dieser »Brillanz« künden keine Posaunen.

Einmal, als ein Patient in großer Gefahr war, bat ich meinen Vater inständig, er solle die OP übernehmen. Schweigend stand er an dem Krankenbett, die Finger noch auf dem Puls des Patienten, obwohl er den Herzschlag bereits geprüft hatte, so als brauche er den Kontakt mit der Haut, mit dem schwachen Signal der Pulsader, um die Antwort zu finden. Sein scharf geschnittenes Gesicht drückte vollkommene Konzentration aus. Man sieht förmlich, wie sich die Rädchen in seinem Gehirn drehen, dachte ich mir, in seinen Augen schienen Tränen zu schimmern. Mit größter Sorgfalt wägte er eine Option gegen die andere ab. Schließlich schüttelte er den Kopf und drehte sich weg.

Ich folgte ihm. »Doktor Stone«, sagte ich und sprach ihn mit seinem Titel an, obwohl ich lieber *Vater!* geschrien hätte: »Eine Operation ist seine einzige Chance«, sagte ich. In meinem Innern wußte ich, daß diese Chance unendlich klein war und daß schon beim ersten Hauch des Narkosemittels alles aus sein konnte. Mein Vater legte mir eine Hand auf die Schulter. Er sprach mit freundlicher Stimme, wie zu einem jüngeren Kollegen und nicht zu seinem Sohn. »Marion, denk an das elfte Gebot«, sagte er. »Du sollst einen Patienten an seinem Sterbetag nicht operieren.«

An diese Worte denke ich in Vollmondnächten in Addis Abeba, wenn die Messer blitzen und Steine und Kugeln fliegen, und wenn ich das Gefühl habe, in einem Schlachthaus zu stehen und nicht im Operationssaal 3, wenn meine Haut mit dem Gewebe und dem Blut fremder Menschen bespritzt ist. Ich gedenke ihrer. Aber nicht immer kennt man die Antwort schon, bevor man operiert. Das Operieren geschieht im Jetzt. Später befindet sich die Rückschau, ein wohlfeiles Werkzeug in der Hand der Witzbolde und Weisen, in der Hand derer, die zur M&M – so heißt bei uns die Farce der Morbiditäts- und Mortalitätskonferenz – laden, über Richtig und Falsch der getroffenen Entscheidungen. Im Leben ist es genauso. Man lebt es vorwärts, versteht es aber erst rückwärts. Erst wenn man anhält und nach hinten geht, sieht man den überrollten Leichnam.

Heute, in meinem fünfzigsten Jahr, erfüllt mich der Anblick eines freigelegten Unterbauchs oder Brustkorbs mit Ehrfurcht. Ich bin beschämt von uns Menschen, die wir es fertigbringen, einander zu verletzen und zu verstümmeln, den Körper zu schänden. Allerdings gibt mir das die Möglichkeit, einen Blick auf die Lunge und das dahinter hervorlugende Herz zu tun, auf Leber und Milz, die einander unter der Kuppel des Zwerchfells konsultieren – derlei kabbalistische Harmonie macht mich sprachlos. Meine Finger »fahren« den Darm entlang, suchen nach Löchern, gerissen von einer Klinge oder einer Kugel, Windung um Windung, sieben Meter von Anfang bis Ende, zusammengedrängt auf engstem Raum. Der Darm, der auf diese Weise in der afrikanischen Nacht an meinen Fingern vorübergezogen ist, würde inzwischen bis ans Kap der guten Hoffnung reichen, und noch immer bin ich zum Kopf der Schlange nicht vorgedrungen. Doch bekomme ich die ganz gewöhnlichen Wunder unter der Haut, unter den Rippen und Muskeln zu sehen, Anblicke, die ihrem Besitzer verborgen bleiben. Gibt es ein größeres Privileg auf Erden?

In solchen Momenten vergesse ich nicht, meinem Zwillingbruder Shiva – Doktor Shiva Praise Stone – zu danken, nach

ihm Ausschau zu halten, sein Spiegelbild in der Glasscheibe zu suchen, das die beiden Operationssäle trennt, ihm dankbar zuzunicken, weil ich dank ihm heute bin, was ich bin: ein Chirurg.

Shiva zufolge geht es im Leben letztendlich darum, Löcher zu stopfen. Shiva sprach nicht in Bildern. Löcher stopfen war genau das, was er tat. Und trotzdem ist es eine passende Metapher für unseren Beruf. Doch es gibt noch andere Löcher, Wunden nämlich, die Familien trennen. Manchmal entsteht so eine Wunde im Augenblick der Geburt, manchmal erst später. Wir alle flicken zusammen, was zerbrochen ist. Das ist eine Lebensaufgabe. Vieles lassen wir der nächsten Generation unfertig zurück.

Als ein Mensch, der in Afrika geboren wurde, in Amerika im Exil gelebt hat und schließlich nach Afrika zurückgekehrt ist, bin ich der lebende Beweis dafür, daß Geographie Schicksal ist. Das Schicksal hat mich genau zu den Koordinaten meiner Geburt zurückgeführt, in denselben Operationssaal, in dem ich geboren wurde. Meine in Handschuhen steckenden Hände bewegen sich durch denselben Raum über dem Tisch im Operationssaal 3, den früher die Hände meiner Mutter und meines Vater eingenommen haben.

Manchmal schreien nachts die Grillen *Saa-Sie, Saa-Sie*, über-tönen zu Tausenden das Bellen und Ächzen der Hyänen in den Bergen. Mit einem Mal verstummt die Natur. Es ist, als sei der Anwesenheitsappell vorbei und als sei es jetzt Zeit, in der Dunkelheit einen Partner zu finden und sich zurückzuziehen. In dem Vakuum der Stille, das darauf folgt, höre ich das hohe Sirren der Sterne und gerate in Überschwang, bin dankbar für meinen unbedeutenden Platz in der Galaxie. In solchen Momenten spüre ich, was ich Shiva schuldig bin.

Als Zwillingen haben wir bis in unsere frühe Jugend im selben Bett geschlafen, Kopf an Kopf, Beine und Leiber nach außen abgeknickt. Diese Nähe liegt hinter uns, aber ich sehne mich immer noch danach, sehne mich nach seinem Kopf dicht

neben meinem. Wenn ich beim Anbruch eines geschenkten neuen Tages erwache, ist mein erster Gedanke, ihn zu wecken und zu sagen: »Ich schulde dir Dank für den Anblick des Morgens.«

Das bin ich Shiva am meisten schuldig: diese Geschichte zu erzählen. Meine Mutter, Schwester Mary Joseph Praise, hat sie für sich behalten, und mein Vater, der furchtlose Thomas Stone, ist vor ihr weggelaufen. Ich mußte sie Stück für Stück zusammensetzen. Nur das Erzählen kann den Riß heilen, der meinen Bruder und mich getrennt hat. Ja, ich habe unendliches Vertrauen in das chirurgische Handwerk, aber kein Chirurg kann die Wunde heilen, die zwei Brüder trennt. Wo Seide und Stahl scheitern, muß die Erzählung glücken. Um am Anfang anzufangen ...

Teil I

*... denn das Geheimnis bei der Versorgung des Patienten
ist die Sorge um den Patienten.*

Francis W. Peabody, 21. Oktober 1925